

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wie man einig wird. Eine lehrhafte Geschichte vom Lande. Von Fredy Schmid

[urn:nbn:de:bsz:31-338117](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338117)

Wie man einig wird.

Eine lehrhafte Geschichte vom Lande.

Von Fredy Schmid.

1.

Die letzten Sonnenstrahlen spielten mit dem Knopf des Kirchturmes von Eberthal. In der Thüre des Pfarrhauses nebenran erschien die rüstige, breite Gestalt des Hausherrn. Er hatte soeben drinnen in der dunkelfühlen Studierstube seinen Sammelkasten zugeklappt — er war ein großer Käferfreund — und mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der sich einen heißen Dorfsommernachmittag angenehm verbracht hat, die halbgeschlossenen Fensterläden mit einigem Geräusch zurückgeschlagen; nun trat er, umspielt vom lauen Abendwind, heraus, durchschritt den kurzgewundenen Kiesweg eines kleinen Vorgärtchens und wandelte langsam und beschaulich, das Sammetkäppchen auf dem schon ein wenig gelichteten Haupt und ein Schmauchpfeiflein im Munde, die Dorfstraße hinab.

Er hatte nicht weit zu gehen, um ins Freie zu gelangen; bald lag das letzte Strohdach und der letzte Gartenzaun, überbogen von schwarzbeerigem Hollunder oder grüngelblänzendem Kürbislaub hinter ihm, und ein Feldweg, der sich mit grüner distelbewachsener Böschung nach links im Bogen wandte, führte den gedankenvollen Pfarrherrn bald zwischen flachen Rübenäckern, bald zwischen rauschenden Maisfeldern gemach und allmählich zum Bergwald hinauf.

Das Pfeiflein war in Ermangelung weiteren Brennstoffes inzwischen ausgegangen; aber indes die hellen Augen des Lustwandelnden scharf nach allem umher spähten, was da am Boden oder an den mächtigen Maischäften herumkroch und flatterte, fogen die Lippen des Pfarrherrn weiter am Weichselrohr und passten Rauchwolken in die Luft, die doch nirgends vorhanden oder zu sehen waren.

In dieser angenehmen Beschäftigung unterbrach den Versunkenen plötzlich ein lautes und ehrerbietiges „Guten Abend, Herr Pfarrer,“ gleichzeitig mit dem Schnauben und Stampfen hartarbeitender Pferde im Schollenland.

Der Herr Pfarrer sah auf: „Guten Abend, Meister Wiesert, noch nicht Feierabend?“

„Bald,“ sagte der Angeredete und begann zu wenden.

„Warum pflügt Ihr nicht weiter 'runter?“ frug der Pfarrer, denn das Grundstück, auf dem der Großbauer höchst eigenhändig mit seinen zwei feisten Mohrenschimmeln umpflügte, erstreckte sich noch gut 20 Schritt bergab, bis zu einem alten, breitästigen Rußbaum, der dort den Rand eines Kleelandes beschattete. „'S ist vom Strittigen“ knurrte der Bauer und wies auf einen halbversunkenen Markstein an der Wegböschung.

„Seid Ihr immer noch nicht einig mit dem Bürgermeister?“ frug der Pfarrer freundlich.

Etwas wie „noch lang net“ glaubte der Fragende aus dem Brummen zu verstehen, das als Antwort über die Lippen des Pflügers kam.

„Solltet Euch vertragen,“ begütigte er.

„Ich bin im Recht!“ trogte der andre, und mit einem energischen „Hä!“ begann das Pusten und Stampfen von neuem. — —

Warum der Großbauer Wiesert auf diesem Grundstück selber ackerte, und weder Knecht noch Magd gerne arbeiten ließ, hatte seinen Grund. Das Klee-feld unten am Rußbaum gehörte dem Bürgermeister Kottberger, das obendran aber dem Ergrimnten von heute Abend.

Das war nun eine verzwickte Erbschaftsgeschichte, wie die beiden Familien Ansprüche bekommen hatten auf den alten Rußbaum mit der Bank darunter und dem Brachfeld, auf dem er stand. Denn seit zwei Jahren, seit der ehemalige Besitzer todt war, der bei Lebzeiten die Rüffe vom Baum und den Klee vom Feld drunter eingheimst hatte, und der nur seine Seele dem lieben Himmel, nicht aber dies Stücklein Land dem einen oder andern Bevattersmann verschrieben hatte — warum, das wußte keiner zu sagen — seitdem lag das Feld brach, denn keiner der beiden Erb-Betheiligten wollte auch mit dem „Einklagen“ anfangen, weil man halt von früher her gut gestanden war.

Inzwischen war der Pfarrer im Weitergehn oben am Waldsaum angekommen; er sah zurück und sein Auge schweifte zufrieden über das obstbaumunwaldete friedliche Dorf, das in der tiefen Abendstille wunderbar freundlich und lieblich vor ihm lag; dort in halber Höhe des Hügels pflügte der Wiesertbauer seine letzte Furche hinab, und der Pfarrer mußte lächeln.

Früher waren die beiden Familien des Sommers oft am Sonntag Abend auf der Bank unter'm Rußbaum gefessen — jetzt stand sie verödet, wenn nicht die haarfüßige Dorfjugend am Abend in ihrem Schatten spielte und darauf vergnüglich mit den nackten Beinen strampelte.

Noch einen Rundblick über das reizende Landschaftspanorama, dann wandte sich der Pfarrer wieder zum gehen; die Pfeife brannte auch wieder, und so gieng mit raschen, harten Schritten bergab. „Fertig?“ frug der Pfarrer, als er an Wieserts heutigem Arbeitsfeld wieder vorbei kam.

Der Bauer schirrte eben aus.

„Ja, Hochwürden.“

Hochwürden nahm nochmals einen Anlauf.

„Soll das Land ewig versteinen?“ damit wies er mit dem Daumen nach unten. „Ich glaub mit Einsicht könntet Ihr Beide Euch verstehen; — die Jungen sind doch auch noch da“ fügte er mit listigem Blinzeln hinzu.

„Weiß schon, weiß schon!“ polterte Wiefert, aber so lang ich am Leben bin und im Recht bin, geb ich dem Rottberger nichts nach, Hochwürden, gar nichts — wenn er auch Bürgermeister ist.

„Und Cure Vene?“

„Gottskreuz! 's gibt noch andere Buben im Land.“
... „verzeiht's, Hochwürden, wenn ich g'slucht hab.“

Fluchen sollt Ihr nicht, und der Frits ist mir der Liebste hier, könntet keinen bessern Sohn kriegen.

„Und ich mag net, Hochwürden!“

Damit drehte sich der Wiefert grob um und trieb die Pferde zum Leiterwagen am anderen Ende des Feldstücks.

2.

Nun waren seit jenem Sommerabend wieder drei Wochen in's Land gegangen, geändert hatte sich aber in dieser Zeit nicht viel.

Ja, hie und da, da hatten sich Wiefert's Vene und Bürgermeisters Frits am Nußbaum zufällig getroffen; ihn trieb die milde Nachtlust nach der harten Tagesarbeit noch ein wenig in's Freie, und sie hatte die Sterne so gern und den Mondschein und die Nachtigall hinten im Baumgarten, und weiß Gott sonst noch was; warum sie aber beide gerade auf ihren nächtlichen Wanderungen diesen Nußbaum als Wegziel auserloren — je nun, das war ja begreiflich; denn es saß sich so schön unter dem dunklen Blätterdach auf der Bank, wenn die Grillen zirpten und die Sternlein flimmerten.

— — — Da hatten sie sich also schon manchemal getroffen und die Feindschaft der Väter nicht vergrößern helfen, vielmehr sich bitterlich darüber beklagt, und sich mancherlei geschworen und zugesagt.

Nun war's grad drei Tage her, seitdem sie dies zum letzten Mal gethan hatten — eine lange Zeit; aber auf Morgen wollten sie ganz bestimmt wieder am Nußbaum sein.

Morgen! der heutige Tag war so träg und die Stunden vollten so langsam. Es war Gewitterstimmung im Hause des Hofbauern Wiefert

Von Morgen bis Abend war er zwischen Haus und Stall hin und her gelaufen und des Abends saß er nun recht verdrossen in seinem ledergepolsterten Lehnstuhl neben dem Kachelofen.

Vorgestern war der Händler bei ihm gewesen — heute erfuhr er, daß die schlimme Seuch' im Nachbarort die Viehsperre hervorgerufen habe — nun war's ihm heute so, als sei's in seinem Stalle auch nicht so ganz

richtig. Die „Braune“, eine junge Kuh, und nicht seine Schlechteste, ist heute herumgestanden, ohne zu fressen, müde, und das Maul hatte gegefirt.

„S braucht ja nichts zu sein“ hatte der Hofbauer sich getröstet, aber verdächtig war's doch; die Erntearbeit drängte — er brauchte sein Zugvieh nothwendig, er konnte jetzt keine Krankheit im Stall haben. . . . Und gleich so eine . . . Maul- und Klauenseuche . . . Anzeige . . . Untersuchung . . . Viehsperre

Dieser Gedankengang war dem Bauer im Lehnstuhl sehr fatal. — Zum Bürgermeister gehn müssen . . . anzeigen müssen grade bei ihm, bei dem, den doch gleich der

Das war ein kräftiger Faustschlag, der dröhnend auf die schwere Tischplatte fiel und so diese unerquicklichen Gedankenspinne abschloß; — er war auch vielsagend . . . denn so vermeidet man Unannehmlichkeiten und man hat noch Nutzen davon

Am nächsten Morgen ist's nicht besser; die „Braune“ ist über Nacht sehr abgefallen — ihre Nachbarin fängt auch an.

Der Bauer ist wüthend — der Großnecht macht ein verschmitztes Gesicht und drückt sich hinter den Futterlasten.

Ueber Nacht hat sich der Groll und Zorn des Bauern noch mehr gesteigert; warum er gerade den Bürgermeister zur Zielscheibe nahm, hätte Wiefert wohl selbst nicht sagen können; aber der Gedanke, in einem Streit zu stehen, in dem man Recht zu haben meint, dazu noch ein solches Unglück auf den Hals zu bekommen, wie diese versirzte Senche, und zu allem hin noch dann zu seinem Widerpart gehen zu sollen, und diesem gehorsamst anzuzeigen, daß man der Pechvogel sei — nein, das empörte den Bauern gewaltig, und wie eine Entgegnung auf diesen scheinbaren Angriff auf seine Ehre hatte er heute Nacht beschlossen, der Sache mit dem Grenzstreit ein Ende zu machen; „heute geht's in die Stadt und wird geklagt“, damit hatten seine nächtlichen Betrachtungen geschlossen. —

„Wollt's beim Bezirksamt anmelden?“ frug der Großnecht den Bauern, als dieser ihm gegen Mittag befahl einzuspannen, und seine Augen blinzelten listig.

„Geht's dich an?“ schrie der Bauer und nach einer halben Stunde saß er prozig auf seinem Bernerwägelnchen, knallte ingrimmig über den feisten Rücken des Gauls und rollte zum Hofthor hinaus.

3.

Unser Herr Pfarrer kam gerade von einer Käfer-Exkursion den Wald herab und freute sich inniglich nach gethaner Arbeit auf das gute Mittagessen, so seiner wartete, als ihm vom Dorf her ein Einspänner entgegen kam, mit dem er nun an der Einmündung des

Feldwegs in die Dorfstraße zusammentraf. Von weitem schon hatte er Wiesert erkannt.

„Wohin?“ sagte der Pfarrer und lästete sein Köpfelein als Erwiderung auf den Gruß vom Bernerwägelschen her.

„D' Stadt 'nein“ war die kurze Antwort des Bauern, indem er dem Gaul ein wenig anhielt.

„Haltet ein wenig“, sagte der Pfarrer, und trat näher an das Fuhrwerk heran, „'s ist gut, daß ich Euch treffe, hab Euch was gut's zu vermelden. Ich hab von wegen neulich einmal eingehend mit dem Bürgermeister geredet; meine Pfarrkinder will ich wenig sehn; der war vernünftig, und hat Einsicht gehabt, und hat auch endlich gemeint, er wollt' Euch gern einmal sprechen.“

„Brauch ich ein G'schenktes?“ beehrte der auf dem Fagen auf . . .

„Seid vernünftig!“, beschwichtigte der Pfarrer.

„So?“ brummte der Bauer und in Erinnerung seiner Absicht und in neuerwachtem, verstärktem Troß ob Uebermuth rief er dem Pfarrer zu: „Ei, so bestellt der Bürgermeister auf heut Abend an den Nußbaum, daß ich ihm sag, was er dort verloren hat“, sprach, und ste mit der Peitsche seines Schimmels Hintertheil, schüttelte den Hut und rief mit rauhem Lachen: „Und so adjes, Herr Pfarrer, und grüßen Sie den andern . . .“

Die letzten Worte verhallten im Rasseln des Wagens; der Gaul hatte lange im Stall gestanden und griff lächtig aus.

* * *

Im Hof des Großbauern war Tags über Ruhe; der Vene hatte der Vater noch aufgetragen, von Zeit zu Zeit der „Braunen“ und den anderen das Maul mit Leinelappen abzuwischen. Er wußte, seine Tochter und die Jungmagd die ihr helfen sollte, kannten die Geschichte noch nicht — Knechte und Mägde waren den Tag auf dem Feld beschäftigt, und „'s könnt auch so wieder vorübergehen“ hoffte der Bauer. So verging der Tag für Vene; die „Braune“ war ihr Liebling; die Arme dauerte sie sehr, und mitleidig streichelte sie oftmals das zitternde Thier. Im Uebrigen befolgte sie gewissenhaft die Vorschriften des Vaters; er werde nicht vor Nacht heimkommen, hatte er ihr gesagt; also hatte sie Fritz im Lauf des Tages wissen lassen, sie wollten nach Feierabend am Nußbaum sein.

Langsam verrann Stunde um Stunde, aber allgemach kam Wagen auf Wagen vom Feld heim, das Abendläuten verklang und die Sonne verglomm. . . .

Da war es nun Zeit, zum Nußbaum zu gehen. Knechte und Mägde hantirten wieder im Haus herum und die Mutter war nach dem Nachtläuten im Lehnstuhl des Vaters eingenickt. . . .

Durch den Obstgarten gings mit raschen Füßen den Feldsaum entlang hinüber zum Feldweg.

Nun kreuzte sie diesen und war nach wenigen Augenblicken am Nußbaum; dort saß er ja schon, der Fritz — und beim Raufchen des Abendwinds, wie er bald singend, bald klagend durch die dichte Laubkrone des schönen Baumes strich, plauderte und koste es sich's bald gar schön und herzerfreulich —

Von der Straße herauf zog, etwa gleichlaufend mit dem Feldweg, jenseits des Nußbaumes ein dichtbelaubter Baumgarten mit einer Himbeerhecke als schönem, lebendem Zaun; der gehörte dem Bürgermeister; von dort war der Fritz hergekommen.

Einige Minuten mochten die Beiden Ernstes und Heiteres verhandelt haben — da schraden sie zusammen . . . Im Baumgarten nebenan hatten Zweige geknackt . . . erschrocken und erstaunt sahen sie sich um — zu erblicken war nichts.

Zwischen den Himbeerstauden am Pförtchen hätten sie bei genauer Untersuchung ein Gesicht sehn können, das wohl eben so erstaunt herüberblickte, wie die Beiden hinüber. Das war der Bürgermeister. Und hinter ihm stand der Pfarrer.

„Hochwürden“, knurrte der Bürgermeister, „das ist aber nicht der Wiesert!“

Der Herr Pfarrer konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Nun denn“, sagte er, „dann ist es eben seine Vertretung — ich glaub', die könnten sich besser einigen, als Ihr zwei Alten.“

Der Bürgermeister brummte etwas, was man nicht verstehen konnte; und drückte auf die Klinke der Pforte —

„Laßt“, sagte der Pfarrer, und legte die Hand auf die Schulter des Andern; „laßt sie — die Kinder sind gut —“

Damit wandelten die Beiden wieder langsam, in eifrigem, leisen Gespräch den Berg hinab, und trennten sich schließlich, im Dorf angekommen, am Pfarrhaus mit kräftigem Händedruck. . . .

Oben am Nußbaum war es wieder ruhig. Nur die Grillen zirpten, der Wind summt und auf der Bank unter dem dunkel-schattigen Laubdach hörte man leises Geslüster. . . .

4.

Sehr spät in der Nacht kam der Hofbauer von der Stadt nach Hause — er stieg nimmer so bolzengerade ab, wie er daheim aufgestiegen war, und beim matten Glanz der Wagenlaterne bemerkte der Großknecht mit vergnüglichen Grinsen eine verdächtige Röthe im Antlitz des Meisters.

„Spann' aus — gut aus, verstanden — gut aus,“ meinte der Herr noch, dann wandte er dem Großknecht den schwankenden Rücken.

Zum Selbstgespräch schritt Wiesert langsam zur Hausthüre:

„Gut g'macht . . . Lump der Bürgermeister . . . aber g'ragt wird's ihm . . . und der Anwalt soll leben . . . braver Mann . . . und bin i net auch 'n braver Mann . . . Und wer niemals einen Kaufsch . . .“ Die Stimme verklang im Hausflur.
— — Des andern Tags erhob sich der Bauer



„Hochwürden“, Inurrete der Bürgermeister, „das ist aber nicht der Wiesert.“

mit schwerem Kopf. Sein erster Gang war zum Stall. Da sah's ja schön aus! Ein heiliger Schreck! Die „Braune“ lag am Boden und streckte die Zunge heraus.
— „Man kömmt ja meinen . . .“ setzte der Bauer an, und griff sich an den schmerzenden Kopf, da trat der Viehknecht heran, und mit einem leichten Tritt auf das Hintertheil des Tieres sagte er: „der thut nun auch nichts mehr weh.“

„Umg'standen?“

„Umg'standen!“ bestätigte der Knecht gleichgiltig „Sie habens jetzt auch alle,“ fügte er seelenruhig hinzu.

Alle sagt? O du mein Kreuz! Der Bauer war ganz starr; „alle sagt?“ frug er nochmals tonlos — „Alle!“ sagte der Knecht.

„Ja sie werden mir doch nicht, du mein Gott, doch nicht alle . . .“ er mochte das schlimme Wort nicht aussprechen; sein ganzer Rindviehstand! — aber nein, versuchte er sich zu trösten, so was packt eins oder zwei — mehr nicht — mehr ganz gewiß nicht . . . aber grad die „Braune“ . . . und wohin mit? was machen, anzeigen? . . . jetzt? g'straft werd ich doch, und die Schand . . . und der Bürgermeister . . .

Rathlos stand der Biedermann in seinem Hof, da fuhr draußen, 's mocht so 11 Uhr sein, Bürgermeisters alter Knecht langsam vorbei — mit dem besseren Wägle . . . was der will?

Wieserts Großknecht pumpt Gülle und sieht auf. Die beiden kennen sich gut, er ruft den Alten an:

„Wohin Jakob?“

„D' Stadt n'ein“, sagt dieser, just wie Tags zuvor der Großbauer.

„Was dort?“

„Anzeig' machen.“

„Was?“

„Ha'm d'Seuch im Stall.“

Der Bauer zuckt zusammen wie er das hört; er tritt vor:

„Was sagt? D'Seuch habt ihr, die . . . welche?“ unterbricht er sich.

„D'Maul- und Klauenseuch, wohl seit heut.“

Damit zockt der Jakob und der Gaul zieht an.

„B'hät's Gott,“ sagt er noch und fährt davon. Der Großbauer sah ihm lange, lange nach — ja er

konnt' ihn schon geraume Zeit nimmer sehen, und trotzdem stand er immer noch dort und schaute in den frischen Sommermorgen hinaus. — Jetzt war guter Rath theuer. Langsam, ganz in Gedanken versunken, wandelt er die Dorfstraße entlang — da wär er beinahe an Zwei angestoßen — der Pfarrer und der Bürgermeister sind's . . .

Wiesert machte einen ungeschickten Fluchtversuch, dann blieb er stehen — was braucht er zu weichen? „Guten

Tag, Wiesert," sprach ihn der Pfarrer an, „wo hinaus? Ihr kommt ja daher, wie einer, der sein Strumpfband sucht, und kann's halt nicht finden.“

„Guten Tag, Hochwürden," brummte der also Angeredete und wollte sich vorbei drücken.

„Halt, Wiesert" sagte da der Bürgermeister plötzlich. — Wiesert sah auf und blinzelte, denn er konnte heute keinen festen Blick vertragen.

„Willst was?"

„Hast mich gestern auf mein Bitt' an den Rußbaum b'stellt, warum bist Du nicht kommen? Hätt' mich gern mal ausg'red't mit Dir.“

„Kein Zeit g'habt," entschuldigte sich Wiesert plump. Wiesert kam ein Gedanke; jetzt so beiläufig von der Seuche in seinem Haus reden — so ging's wohl am ehesten, so konnt's auch noch gut ablaufen

„Hab auch so viel Sorg, im Haus," hub er an. —

„Was für Sorg?" frug der Bürgermeister verwundert.

„Hab' d' Seuch' seit gestern im Stall.“

„D' Seuch? Die hab' ich in meinem Stall heut auch entdeckt.“

„So?"

Dem Bauer fiel es allmählich schwer, den Unbeangenen zu spielen —

„Und kann mir nicht denken woher“

„'S kommt eben so," meinte der Großbauer. —

„Wie hast g'sagt? Seid gestern hast Du sie?"

„Seid gestern," bestätigte Wiesert unsicher. —

„Mußt's anzeigen" sagte der Bürgermeister. —

„Jetzt weißt's ja," brummte der andre. —

„Aber auch an's Amt; vorhin ist mein Jakob in die Stadt g'fahren, nachher kommt der Thierarzt; kann auch gleich zu Dir kommen.“

Dem Bauern ward's schwül.

„Brauch ihn net," meinte er mürrisch. —

„Er muß wohl," sagte Rottberger, „von amtswegen.“

„Jetzt kommt's raus," hämmerte es unaufhörlich im Gehirn des Bauern. —

„Seht schlecht aus, Wiesert," sagte nun der Pfarrer.

„So?" sagte Wiesert, und der Angstschweiß trat auf seine Stirne.

„Woll'n halt mal in Deinen Stall," Wiesert, meinte der Bürgermeister leichtthin, „und sehn wie's bei Dir geht; hoffentlich noch alles in den Anfäng'?"

„Schlecht geht's" klagte jetzt Wiesert in heller Berweisung, „ganz schlecht! — Wär doch die Braun' dort!" dachte er.

So kamen sie in seinem Hof an.

„Ja was ist denn das!?" staunte Rottberger, „da liegt ja die eine Kuh schon. . . .“

„Umgestanden heut," sagte Wiesert; seine Stimme war heißer. —

„Von gestern auf heut, Bauer?" Der Bürgermeister schüttelte ungläubig den Kopf. —

„Von gestern auf heut." Der Großbauer konnt's kaum mehr betonen. —

„Wiesert!" —

„Bürgermeister?" — —

„Das machst Du mir nicht weiß. Du hast d' Seuch schon länger — — —“

„Nein sag ich . . .“ . . . „mag sein" verbesserte sich der geängstigte Bauer „mag sein, aber g'merkt haben wir's nicht“

„Hm!" machte der Herr Pfarrer und zwinkerte mit den Augen.

„Wiesert!" — Der Bürgermeister machte ein ernstes Gesicht und legte die Hand auf die Schulter des Bauern — „Bleib' bei der Wahrheit, Du hast die Seuch schon seit mehr Tagen, ich weiß!" —

„Von wem" versuchte Wiesert aufzubrausen. —

„Na, Wiesert, von Deiner Tochter eben“

„Von . . . ?" „Ven'!" schrie der Bauer heißer zur Stallthür hinaus.

Venchen war nicht ferne; sie hatte die drei Männer lange, bange beobachtet. Nun schlich sie zaghaft herbei —

„Mädle", schrie sie der Bauer an, „was hast g'sagt?"

„Was?"

„Von der Seuch!"

Da fing die Vene zu weinen an, und abgerissen, unter Schluchzen hervorgestoßen konnte man nur verstehen: „Heut früh beim Wasserholen der Freis daß bei ihnen d' Seuch sei und da da hab ich ihm g'sagt daß wir auch d' Seuch und daß ich der Braunen 's Maul g'wischt. . . .“

„Halt Deins!" schrie der Bauer, aber der Pfarrer legte sich nun energisch in's Mittel.

„Ruhig, Bauer! wißt Ihr, Wiesert, Ihr habt kein' Grund zum Aufbegehren, und wißt auch, daß Ihr strafbar seid und Euch mit Euren dummen Berheimlichen gegen den ganzen Ort schwer vergangen habt; und was die Ven' und ihr Reden angeht, so wußten wir's schon vorher; denn an dem Platz, wo gestern die Alten z'ammenkommen wollten, haben sich die Jungen getroffen, und ich mein halt doch nicht zu Euren Schaden. . . .“

„Sondern zu meinem" brummte Rottberger —

„. . . Und seht, so ist die Seuch zum Bürgermeister gekommen — durch Uebertragung — durch Euren Leichtsin und Eigennuz. — Die Vene wußt' nicht, wie das ist — Ihr seid allein schuld an der Verschleppung. Was habt Ihr auch in der Stadt gethan, wenn Ihr doch nicht Anzeige gemacht habt?"

„Klagt hab ich", sagte der Bauer mit einem letzten Rest von Troz —

„Klagt?!“ rief der Pfarrer „von wegen dem Rußacker?"

„Wegen dem“ —
 „O Ihr Erzstarrkopf! nun, das kann für Euch ja recht werden.“

Da trat Rottbergers Fritz herein. „Vater . . .“ setzte er an — da sah er die Lene in Thränen. „Lene! was . . .?“ Lene warf ihm einen bitteren, trüben Blick zu — halb wie Anklage. — Der Pfarrer blickte von einem zum andern, er schmunzelte — er hat's!

„Fritz! Nimm mal die Lene bei der Hand! So . . . Nun Bauer, Wiesert, nun sagt mal, wißt Ihr keinen Ausweg aus den dummen Umständen? Wißt Ihr nichts zu sagen?“

Da hing jenem schon die Tochter weinend am Hals und der Bürgermeister, den Sohn an der Hand, sagte mild:

„Wiesert, ich mein, halt, wir könnten's ruhen lassen mit dem Rußbaum, wenn wir ihn den Jungen schenken — und wenn's dann halt ein' Familie wär, so könnt' man ja sagen, 's ist ein Hof, und dann g'hört uns ja auch die Seuch g'meinsam, und ich mein halt, so lām's auch für Euch am Besten raus.“ —

„Der Bürgermeister hat Recht!“ raunte dem

schwankenden Großbauern der Pfarrherr in's Ohr — da ward dieser milde. —

„Ja, dann ja denn . . .“ und er schlug in die dargebotene Hand des Bürgermeisters.

. . . . Eine Stunde später kam der Thierarzt. Der verwunderte sich sehr, bei Wiesert die Seuch schon so weit vorgeschritten zu sehen — aber der angesehenen und geachteten Bürgermeister wußte mancherlei zur Vertheidigung und Begründung für den Wiesert anzuführen, daß der Mann des Faches sich beschied.

Des Abends saß im Samm in Eberthal eine kleine fröhliche und zufriedene Gesellschaft beisammen; der Herr Pfarrer, der Bürgermeister, der Großbauer und der Thierarzt — manch gutes Wort ward gesprochen und manch Schöpplein auf die neue Freundschaft getrunken. —

Draußen aber vor dem Dorf, unter dem alten Rußbaum saßen zu gleicher Zeit der Fritz und die Lene voll Seligkeit . . . und die Grillen zirpten . . . und die Nachtigall schlug . . . und die alten Zweig rauschten . . . und die ersten Sternlein stimmerten ihren stillen Segen herab auf ein junges Glück. . .

Zur Hundertjahrfeier des verewigten Kaisers Wilhelm I.

Am 22. März des Jahres 1897 wurde im ganzen deutschen Reich eine Gedächtnißfeier begangen, die auch den Kalenderschreiber zu einem kurzen Rückblick drängt.

Waren es doch an genanntem Tage gerade 100 Jahre, daß in Preußen ein königlicher Prinz geboren ward, welcher von der Vorsehung dazu ausersehen sein sollte, das deutsche Volk der lange ersehnten Einigung zuzuführen.

Dieser war Wilhelm, der zweite Sohn des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Die Jugend des Prinzen fiel in eine sturmbelegte Zeit, in eine Zeit, da Deutschland die brutale Faust des französischen Eroberers Napoleons I., jenes Emporkömmlings, der sich selbst einen Kaiserthron zusammenzuzimmern verstand, schwer zu fühlen hatte.

Wohl hatte sich Preußen endlich zu thatkräftigem Widerstand erhoben, aber am 14. Oktober 1806 in der Schlacht bei Jena und Auerstädt zerbrach das deutsche Schwert und die preußische Königsfamilie mußte sich von Berlin nach Königsberg retten.

Wer hätte damals gedacht, daß es dem jüngeren Sohne jenes hart geprüften Herrschers und seiner erlauchten Gemahlin, Königin Luise

gesegneten Angedenkens, beschieden sein sollte, 60 Jahre später dasselbe Frankreich, welches 1871 wiederum unter einem Napoleon Deutschland Grenzen bedrohte, gänzlich niederzuwerfen und sich im Schloß zu Versailles von den deutschen Bundesfürsten als deutscher Kaiser auf den Schild erheben zu lassen. „Welche Wendung der Dinge durch Gottes Fügung!“

Unter dem milden Scepter Kaiser Wilhelms I. hat sich die Einigung der deutschen Stämme, welche mit Strömen Blutes erstritten worden war, vollends rasch befestigt, das deutsche Volk aber gedachte am 22. März 1897, als dem hundertsten Geburtstag des hohen Verewigten, in Erinnerung an jene große Zeit dankbaren Herzens seines unvergeßlichen Heldenkaisers.

Möge sich dasselbe diese Dankbarkeit allezeit bewahren und nie vergessen, welche Opfer das Gut gekostet hat, das es nun besitzt. Die auf früherer Ohnmacht und Zerfahrenheit sich emporgeschwungene Einigung Deutschlands hat schon herrliche Früchte gezeitigt. Sie wird deren noch viel mehr zu zeitigen im Stande sein, wenn sich das deutsche Volk das Leben und Wirken des edlen Monarchen, der es zu seiner Größe geführt hat, immerdar zur Richtschnur nimmt. Sch.